

Ethik heute einer metaphysischen Grundlage. Daß er mit einer solchen Theorie nicht nur Beifall erntet, ist in einer Zeit, die sich auf ihre Metaphysikdistanz viel zugute hält, nicht weiter verwunderlich. Doch muß solche Offenheit für metaphysisches Denken noch kein grundsätzlicher Einwand gegen seine Vorgehensweise sein. Probleme bereitet freilich sein Rückgriff auf den objektiven Idealismus. Vor allem H.s Begriff des Absoluten bedürfte, was freilich in einer Rez. nicht zu leisten ist, einer eingehenden Diskussion. Problematisch ist des weiteren das Splitting, das er zwischen Vernunft- und Volksreligion vornimmt, wenn er schreibt: „Zwar kann für jemanden, der sich auf den Standpunkt der Vernunftautonomie gestellt hat, kein Zweifel daran bestehen, daß der Vernunftanspruch der Religion nur insoweit ernst zu nehmen ist, als er durch Philosophie eingeholt werden kann. Er kann, ja muß aber nichtsdestoweniger anerkennen, daß nur die vorstellungsmäßige Vermittlung spekulativer philosophischer Gedanken größere Kreise zu erreichen und damit die moralisch gebotene allgemeine Intersubjektivität zu schaffen vermag“ (262). Schließlich kann man auch fragen, ob der Titel ‚Die Krise der Gegenwart und die Verantwortung der Philosophie‘ glücklich gewählt ist. Denn faktisch handelt es sich bei H.s Untersuchung, wie auch aus dem Vorwort eindeutig hervorgeht, schwerpunktmäßig um eine Auseinandersetzung mit der Transzendentalpragmatik. Daß H.s Untersuchung aber auch dann, wenn man dem Autor nicht in allen Punkten zustimmen kann, gleichwohl ihre Meriten hat, steht nach Meinung des Rez. außer Frage. H. hat zweifellos die Gabe, mit wenigen Strichen ein durchaus anspruchsvolles Bild philosophiegeschichtlicher Zusammenhänge zu vermitteln, er erliegt nicht der Gefahr billiger Klischees, denen viele philosophiegeschichtliche Überblicksdarstellungen bekanntlich erliegen. Daß er den Mut hat zu pointierten und nicht immer populären Urteilen, wird man ihm nicht vorwerfen dürfen, denn der Vernunftdefätismus und die Wertkrise der Gegenwart sind tatsächlich im Blick auf die Herausforderungen, denen sich die Menschheit heute und in absehbarer Zukunft ausgesetzt sieht, keine Quantité négligeable. Schließlich ist H.s Versuch einer argumentativen Auseinandersetzung mit der Transzendentalpragmatik begrüßenswert, zumal diese, was nur mit wenigen Hinweisen angedeutet werden konnte, durchaus differenziert geführt wird, was bekanntlich bei dieser Thematik nicht immer der Fall ist.

H.-L. OLLIG S.J.

LESLIE, JOHN, *Universes*. London/New York: Routledge 1989, vii + 228 S.

Im Januar 1990 widmete *Philosophical Books* einige Seiten einem kurzgefaßten Überblick über die gegenwärtige angloamerikanische Religionsphilosophie. Man konnte überrascht sein von der Vielzahl der dort erwähnten Monographien, die allein in den 80er Jahren zu Themen erschienen sind, die man traditionell der philosophischen oder natürlichen Theologie zugerechnet hätte. Eine vergleichbar intensive Debatte über die Existenz Gottes, seine Eigenschaften, das Problem der Theodizee, der Schöpfung etc. ist in der kontinentaleuropäischen Philosophie vermutlich seit sehr langer Zeit nicht mehr geführt worden. Dabei handelte es sich keineswegs um Schulstreitigkeiten, die im Reservat einiger christlicher Universitäten ausgetragen wurden. Daß sich Agnostiker und Atheisten aktiv in die Debatte einschalten, wird neben vielen anderen durch Werke wie das auch hierzulande rezipierte *The Miracle of Theism* von Mackie (Oxford 1982) oder *Our Place in the Universe* von Smart (Oxford 1989) belegt. Die beiden genannten Kritiker zeigten sich beide zu einem gewissen Maße von einer theistischen Position beeindruckt, die ausgerechnet an dem längst für obsolet gehaltenen teleologischen Gottesbeweis ansetzt. Mackie bekennt, daß er die Frage, warum überhaupt ein Universum existiert, für uninteressant hält. Wenn man die Frage aber beantworten wolle, so könne Leslies (L.) Auffassung vielleicht die beste Antwort darstellen (bei Mackie S. 235). L.s Auffassung ist aber nichts weniger als eine Rekonstruktion des teleologischen Gottesbeweises im Rahmen der zeitgenössischen physikalischen Kosmologie und der Metaphysik des Neuplatonismus.

L. hat diese Thematik seit ca. 1970 in mehr als zwanzig Veröffentlichungen behandelt. Das hier zur Rezension stehende Werk stellt den Versuch dar, einen Teil dieser bibliographisch weitverstreuten Arbeiten L.s systematisch zusammenzufassen. Dabei

wurden mehrere bereits eigenständig veröffentlichte Texte nach entsprechender Umarbeitung in ein systematisches Ganzes synthetisiert, wodurch sich leider einige Redundanzen und direkte Wiederholungen ergeben. Das erste Kapitel trägt den Titel „World Ensemble, or Design“, das achte Kapitel heißt einfach „God“. Mit diesen Stichworten ist der Spannungsbogen der Argumentation umrissen. Allerdings auch nicht mehr als das, denn die Gedankengänge sind oft so sublim, nehmen so viele mögliche Einwände schon explizit auf, daß selbst eine verkürzte Rekonstruktion in diesem Rahmen ganz und gar unmöglich ist. Mit wenigen, hoffentlich treffenden Strichen sei jedoch eine grobe Skizze versucht.

Die empirische Forschung hat in den letzten Jahren immer beeindruckendere Belege für die Unwahrscheinlichkeit der Entstehung eines Universums an den Tag gebracht, in welchem alle relevanten Parameter sich genau bei den wenigen Werten einpendeln, bei denen allein die Entwicklung von Lebewesen möglich ist. Auch hierzu nur ein paar Sätze: Kosmologen bezeichnen als „Smoothness Problem“ die Tatsache, daß es bei der Entstehung unseres Weltalls (nach dem Urknall) nur einen winzig schmalen Grat gab zwischen unkoordiniertem, heterogenem Auseinanderfallen einerseits und extremer turbulenter Interaktion andererseits. Unser All traf diese „goldene Mitte“ mit bemerkenswerter Präzision. Der bekannte Physiker R. Penrose bezifferte die Unwahrscheinlichkeit, die gegen die Lösung dieses Problems stand, mit einer wahrhaft astronomischen Zahl. Es ist eine 1, gefolgt von 10^{123} Nullen. Fast bescheiden wirkt dagegen das sogenannte „Flatness Problem“. Hier geht es darum, daß sich das Universum weder zu schnell noch zu langsam ausdehnen durfte, um eine hinreichende „Flachheit“ des Raumes zu erreichen. Unter einer Variationsbreite von 10^{55} (also eine 10, gefolgt von 54 Nullen) Möglichkeiten muß in der Anfangsphase des Universums die „richtige“ realisiert sein, um die Entstehung von Leben zu ermöglichen. Ähnliche Tatbestände lassen sich bezüglich der grundlegenden Wechselwirkungen feststellen. Zwei Beispiele: Wäre die starke Wechselwirkung in unserem Universum nur um 1% stärker oder schwächer, so wäre entweder die Bildung von Protonen (und damit von Atomen) blockiert oder das Entstehen von Sternen unmöglich. Die Gravitationswechselwirkung ist aktuell ungefähr 10^{39} mal schwächer als die elektromagnetische Wechselwirkung. Wäre sie beispielsweise „nur“ 10^{33} mal schwächer, so hätten die Sterne nur etwa ein Milliardstel ihrer aktuellen Masse und würden entsprechend auch einmilliardmal schneller ausbrennen. Die Liste frappierender Zahlen ließe sich in ebenso erstaunlicher Länge und Breite vermehren (L. widmet das ganze 2. Kapitel diesen Forschungsergebnissen). Vermutlich sind einige der heute angenommenen Zahlen falsch. Insgesamt unbestritten ist jedoch die extreme Unwahrscheinlichkeit der Entstehung eines Kosmos, in dem sich Leben entwickeln konnte. Will man die Existenz dieses Kosmos nicht einfach als *factum brutum* hinnehmen oder als unlösbares Rätsel *ad acta* legen, so bieten sich nach L. grundlegend zwei alternative Erklärungen an. Entweder es gibt eine ungeheuer große Anzahl von unabhängigen Universen, von denen alle bis auf einige (oder nur unseres) kein Leben tragen. Daß uns unser Universum so rätselhaft und wider alle Wahrscheinlichkeit erscheint, ist dann durch unsere Beobachterposition bedingt. Wir können eben nur dieses eine lebenspendende Universum wahrnehmen, die lebensfeindlichen Universen werden ihrer Definition entsprechend niemals wahrgenommen. Könnten wir unser Universum verlassen und aus einer Art entkörperlichter Existenz heraus *alle* existierenden (auch existiert habenden) Universen intellektuell anschauen, so wäre eine unproblematische Verteilung der Wahrscheinlichkeiten direkt einsehbar, der Aufbau unseres Universums verlöre seine Rätselhaftigkeit. Die andere Möglichkeit besteht darin, anzunehmen, daß es einen Grund für die Existenz der lebensfreundlichen Beschaffenheit unserer Welt gibt, der den Rekurs auf eine Vielzahl von Universen überflüssig macht. Die Angabe eines solchen Grundes wäre aber offensichtlich die Rehabilitierung eines teleologischen Argumentes. In thomanischer Tradition könnte man sagen: diesen Grund nennen alle „Gott“. Daß wir letztlich vor der Alternative „viele Universen oder Gott“ stehen, ist die zentrale, in einer Mannigfaltigkeit von Anläufen untermauerte These des Buches. Ein Physiker könnte einwenden, daß es die hier vorausgesetzte Vielzahl der Möglichkeiten gar nicht gibt. Eines Tages werden wir eine einzige allumfassende Theorie haben, die beweist, daß unser Universum mit all seinen physikalischen

Konstanten genau so und nicht anders sein muß. In bezug auf die Physik ist es L.s wichtigste These, daß dieser Ausweg verbaut ist. L. versucht in sublimen Untersuchungen aufzuweisen, daß eine solche Argumentation nicht gelingen kann. Eine Selektion der lebensfreundlichen Konstanten aus einem weiteren Feld der Möglichkeiten ist prinzipiell unumgänglich. Und für die Durchführung dieser Selektion bieten sich grundsätzlich mehrere Alternativen an. Der Physiker S. Hawking wünschte sich einmal von der Physik eine Art „ontologischen Beweis“ für die Existenz unseres Kosmos. Sind L.s Argumente korrekt, so wird es diesen niemals geben. Es bleibt prinzipiell bei den Alternativen konkurrierender Theorien, die jeweils das Rätsel der Existenz unserer Welt zu lösen versuchen. Nicht die schlechteste unter ihnen ist nach L. die Annahme der Existenz Gottes. Der Theist steht nicht mit der Naturwissenschaft im Konflikt, im Gegenteil. Die Annahme Gottes bleibt nicht nur in Einklang mit der Annahme universaler naturgesetzlicher Zusammenhänge, sondern bietet zudem eine sinnvolle Erklärung für das Bestehen der Konstanten und gesetzmäßigen Zusammenhänge in unserem Kosmos. Dies ist – durch meine Darstellung auf ein kaum verantwortbares Minimum geschrumpft – die von L. vorgeschlagene Rehabilitierung des teleologischen Argumentes für die Existenz Gottes.

Das zweite wichtige Grundelement des Buches ist der zugrunde gelegte Gottesbegriff. L. nimmt an, daß ein ethisches Gefordertsein, ein Sollen aus sich selbst heraus schöpferisch wirksam sein kann. Er hält es für den Kern einer (neo-)platonischen Weltanschauung, daß etwas existieren kann allein aus dem Grund, daß es *gut* ist, daß es existiert. Dieser Gedanke impliziert einen spezifischen Gottes- und Schöpfungsbegriff. In dieser zentralen Stelle sei ein wörtliches Zitat erlaubt: „Neoplatonism is today often expressed in such formulae as that God ‚is not a being but the Power of Being‘. On my interpretation, what such dark sayings say is that God is the world's creative ethical requiredness or, equivalently, that God is the creatively effective ethical need that there should exist a good world“ (167). Wie erwähnt räumt selbst Mackie ein, daß dieser Gedanke nicht durch logische oder *a priori* Überlegungen als inkonsistent oder unvertretbar klassifiziert werden kann. Nichtsdestoweniger hält er L.s Vorschlag für „a strange concept“. L. selbst sieht sich in der Tradition einer großen Zahl katholischer, protestantischer und griechisch-orthodoxer Denker, die ein neoplatonisches Konzept in seinem Sinne vertreten hätten (besonders beruft er sich auf P. Tillich). Ob L.s Gottesbegriff tatsächlich in die christliche Tradition inkorporiert werden kann, ist eine schwierige Frage, der hier nicht nachgegangen werden soll. (L. spezifiziert seine Position in bezug auf die Frage nach der Personalität Gottes, der Theodizeeproblematik und anderem mehr.) Ein anderer kritischer Gedanke sei hingegen noch kurz ausgeführt: L. denkt mit Leidenschaft metaphysisch-realistisch und polemisiert kraftvoll gegen alle anti-metaphysischen Tendenzen in der analytischen Philosophie (z. B. gegen Putnam, 196). Ich selbst kann aus den wohlbekanntesten epistemologischen Schwierigkeiten, mit der diese Denkweise befrachtet ist, L.s Gedankengängen nicht immer unbefangenen folgen. In diesem Zusammenhang sei ein für den Leser möglicherweise interessanter Querverweis auf ein schon 1984 erschienenes Werk des Philosophen N. Rescher mit dem Titel „The Riddle of Existence“ gegeben. Hier wird eine in manchem ähnliche Theorie vertreten. Abstrakten Entitäten wie Werten oder auch formaler Eleganz wird kosmologische Relevanz zugebilligt, ohne Rekurs auf einen Schöpfergott im christlichen Sinne. Reschers Idealismus hat allerdings unverkennbar auch einige eher kantianische, nachkritische Elemente, die ihn von L.s Entwurf absetzen. Die Existenz solcher Theoriebildungen und die Vitalität, mit der sie in der Debatte vorgebracht werden, ist ein weiteres Indiz dafür, daß in der gegenwärtigen Philosophie klassische Themen erneut diskutiert werden. Meist sind es diese Fragestellungen, in denen der Dialog zwischen Philosophie und Theologie seinen Anfang nimmt. In diesem Sinn kann L.s Werk für den Leserkreis dieser Zeitschrift eine interessante, manchmal provokative Lektüre abgeben. Daß es um die Chancen für diesen Dialog momentan in der anglo-amerikanischen Philosophie insgesamt wieder besser gestellt ist, dafür kann „Universes“ als ein individueller und in mancher Hinsicht recht eigenwilliger Beleg gelten.

G. BRÜNRUP S. J.